Des Hauses Stolz.

Roman von M. Rorenz.

(19. Fortsetzung.)

Der Prinz lächelte. „Zu diesem Glück, mein Herr Oberst,“ sagte er, „bedarf ich auch Ihres Mitwirkens. Ich bitte um das Versprechen, daß Ihr Fräulein Tochter als Hof- und Ehrenfräulein zu meiner künftigen Gemahlin kommt!“

Das war die Krönung des Festes.

Während des Tanzes hatten sich die Hochwertschen Damen still entfernt, sehr zur Betrübnis Hildens, die sich köstlich unterhalten hatte, während Anne ihres Freundes Hand drückte:

„Schreibe mal, Erni,“ flüsterte sie, „und denk' an mich!“

Er nickte, und sie wußte, das war ein heiliges Versprechen.

Die übrige Gesellschaft aber blieb bis zum hellen Morgen beisammen, der nach dieser Winternacht erst spät anbrach.

Als Jelka sich in der Garderobe die Ueberschuhe anzog, trat die Brümmer an ihre Seite:

„Wenn Ernst erst weg ist, liebe Jelka, dann komme zu mir. Dann werde ich dir sagen, was du nun zu tun hast.“

Und das junge Mädchen fiel ihr um den Hals.

„Du sollst es dann auch gut haben liebe, arme Tante Sidonie!“ rief Jelka in einer bei ihr sehr seltenen Aufwallung ihres glückseligen, übervollen Herzens.

Oberförsters langten gegen 1 Uhr nachts wieder im Walde an. Die Damen waren in der Kutsche, Vater und Sohn im Schlitten gefahren. Karl saß nachdenklich neben dem Vater.

„Komisch,“ sagte er plötzlich. „Weißt du, Papa, nie hätte ich gedacht, daß Hilde größere gesellschaftliche Erfolge zu verzeichnen hätte wie Anne. Man irrt sich doch in seinen Voraussetzungen sehr oft!“

„Weil man nicht objektiv genug im Urteil über seine Angehörigen ist,“ sagte Hochwert. „Aber Hilde hat was bestechend Frisches, was Anne abgeht. Die Sensitiven sind für den Ballsaal nicht geschaffen, und die Tiefe des Gemüts spricht da nicht mit!“

„Aber unsere Anne ist ein reizendes Mädel,“ meinte Karl eifrig. „Es sind die oberflächlichsten Männer, die sich da selber im Lichte stehen!“

Der Oberförster lachte. „Na, den Vogel abgeschossen hat heute doch die rote Jelka; der hat der Prinz das Lachmütige Köpfchen ganz gehörig verdreht, und — unter uns — den guten Osterwitz verstehe ich nicht. Daß da nichts Gutes bei herauskommen kann, ist doch klar wie Klotzbrühe!“

„Der arme Erni,“ meinte Karl. „Der wird sich auch geärgert haben, wenn er denkt, daß es was wird mit seiner Künstlerlaufbahn!“

„Es ist ihm wohl auch nicht so recht ernst damit,“ sagte Hochwert.

„Doch, Vater,“ verteidigte Karl den Freund. „Es ist ihm heiliger Ernst; aber die ganze Familie steht seinen Plänen feindlich gegenüber. Wie kann er sich da durchsetzen mit seinen Hoffnungen und Wünschen?“

„Und sein jetziger Beruf,“ meinte der Vater, „ist ihm ein Greuel; es ist ein furchtbares Schicksal, sein Leben in einer Beschäftigung hinzubringen, die einem keine Freude macht!“

„Er hofft so auf das Wort seines Vaters,“ sagte Karl. „Aber du sollst sehen, sie lassen ihn doch nicht los, und er muß sein Joch weiter schleppen bis ans Ende, denn die Leute sind maßlos eitel, und jetzt die Prinzengeschichte mit der Jelka macht alle noch verdrehter!“

„Die Mutter ist dagegen,“ versetzte der Oberförster. „Aber was will das sagen? Sie ist desto mehr durchdrungen davon, daß Ernst Fibus die Tradition seines Hauses hochzuhalten hat.“

Sie hielten vor der Oberförsterei; Mutter Sylvie hatte ihre beiden Küken aus den Mänteln geschält, und Hilde sah aus schlaftrunkenen Augen unter dem weißen Kapuzchen hervor; sie hielt die Hände voll Wallsträuße, während Anne sich rasch des Mantels und der Kappe entledigte und ins Ehzimmer eilte, wo eine Karaffe Wasser zu stehen pflegte. Sie hatte nur einen einzigen kleinen Strauß aus weißen Hyazinthen und setzte ihn sofort in ein Glas Wasser.

„Von wem hast du alle die Blumen, Hilde?“ fragte die Mutter.

„Ach! Wenn ich das wüßte!“ sagte das kleine Mädel und gähnte. „Den großen mit der Rose von diesem blauuniformierten Adjutanten des Prinzen; weiß nicht, wie er hieß!“ Dann sagte sie gute Nacht, ließ die Blumen in der kalten Halle liegen und stieg die Treppe hinauf. Anne aber trug ihr Sträußchen sorgsam verhüllt durch das Treppenhaus nach oben.

„Was hast du denn da?“ fragte Hilde sich reckend, als sie Annes Bestreben merkte, das Blumenglas nicht sehen zu lassen . .

„Eine weiße Hyazinthe!“ sagte sie nur, und Hilde war viel zu müde, um weiter zu fragen.

Kaum entkleidet, fiel sie in ihre Kissen, und ehe sie ihr gewohntes Abendgebet zu Ende gesprochen, schlief sie schon den festen, gesunden Schlaf der Kinder.

Anne aber lag noch lange wach in dieser Neujahrsnacht, und ein heimliches Weinen machte ihren feinen Mund beben, und Tränen rannen über ihre Wangen.

* * *

Ernst Fibus war nun nach Parkdamm zurückgekehrt.

So ungern er in die Ferien gereist war, so schwer wurde es ihm nun, wo er die Heimat und alle, die er liebte und die zu ihm gehörten, wiedergesehen hatte, sich in das Leben im Dienst und den veränderten Verhältnissen wieder zurückzufinden.

Er machte seine Besuche. Parkdamm hatte eine Menge Leute, die sich zur ersten Gesellschaft rechneten und bei denen man verkehren mußte.

In Meleritz kannte Ernst Fibus jeden Menschen, denn sieben Jahre hatte er dort gelebt; hier war er erst wenige Monate heimatberechtigt, und diese Monate nach der Kriegsschulzeit — die vorher hatten ihn ja noch gar nicht in Berührung mit der Parkdammer Honoratioren gebracht — hatte er auch nur bei Güzyows zugebracht.

Nun drängte ihn sein Kompagniechef, Hauptmann von Menz, daß er sich in den Vergnügungstrudel stürzen solle.

Er ließ sich vom Regimentsadjutanten die Liste geben, mietete eine Droschke, setzte seinen Burschen Wendelin Streber auf den Bock und versuchte mit Kartenabgeben durchzukommen.

Da hatte er aber die Rechnung ohne die Neugier der schönen Parkdammerinnen gemacht. Es war vom Hofe her durchgesickert, daß der Prinz Alexander in Meleritz gewesen und die Schwester des Leutnants von Osterwitz als Dame d'honneur für seine künftige Gemahlin ausersehen habe. Nun war die Prinzessin Adelgunde, die Schwester des regierenden Herrn, eine in Parkdamm sehr beliebte und wohlbekannte Persönlichkeit, denn die Fürstinmutter hatte hier ihren Witwensitz, und ihre Kinder, Adelgunde und Elisabeth wurden bei ihr erzogen; der Fürst selbst war ein Sohn aus der ersten Ehe seines Vaters.

Prinz Alexander von Hohengrat versäumte es niemals, der alten Fürstin seine Aufwartung zu machen, und die Verlobung war eigentlich im Munde des Volkes schon perfekt, ehe die Nächstbeteiligten selber davon mußten.

Auch in der Villa der Fürstin hatte Ernst Fibus sich eingeschrieben und Karten abgegeben. Kaum waren drei Tage vergangen, so kam ein Kammerlakai und brachte ihm eine Einladung zu den hochfürstlichen Damen.

Das war eine Auszeichnung, deren sich nur wenige seiner Kameraden rühmen konnten, denn Ihre Durchlaucht war mehr als exklusiv, und die Prinzessinnen nahmen niemals an den Festen der in Parkdamm garnisonierenden Regimenter teil, wenn nicht Graf Güzyow einlud oder Prinz Alexander anwesend war.

Natürlich neideten sie ihm diese Bevorzugung, nannten ihn „die Schranze“, den Kammerjunker, und gaben ihm allerlei Neckworte.

Ernst Fibus war etwa nicht außer sich vor Wonne, sondern nahm die Einladung als das, wofür sie gegeben wurde, nämlich: die Vorstellung eines Angehörigen der künftigen Hofdame.

Prinz Alexander war anwesend; er war früh an diesem Tage überraschend angelangt und war wohl der eigentliche Urheber der Einladung.

Er brachte Ernst Fibus Grüße von daheim.

„Ich will jetzt dauernd auf meiner Meleritzer Besitzung residieren und hoffe“ — galant gegen die Prinzeß Adelgunde gewendet — „Ew. Durchlaucht sind einverstanden, dorthin auch nach unserer Vermählung unsern Wohnsitz zu verlegen?“

Adelgunde antwortete nur durch eine zustimmende Verbeugung. Es schien, sie machte sich nicht viele Illusionen in bezug auf das Glück ihrer Zukunft.

Prinzessin Elisabeth, die lebhaftere der beiden Schwestern, aber sagte: „Nun, Vetter liebden (sie hatte scherzend diese altertümliche Anrede für den künftigen Schwager gewählt) dann sind Sie ja ganz in der Nähe der künftigen Dame d'honneur unserer Schwester. Wäre es nicht ganz gut, wenn Sie uns das Fräulein schon recht bald zur Instruktion hierher senden möchten?“

Ernst mußte lächeln; wie klug diese junge Prinzessin war! Sie durchschaute Seine Durchlaucht den Herrn Prinzen und dachte, besser bewahrt wie beklagt.

Für Ernst Fibus war diese Sache gerade nicht sehr angenehm; aber was sollte er machen, wie sich da aus der Schlinge ziehen?

„Sind Sie auch der Ansicht, lieber Osterwitz,“ redete ihn da der Prinz an, „daß Ihre Schwester der Unterweisung hier bedarf?“

Der junge Leutnant verbeugte sich.

„Gewiß, Ew. Durchlaucht,“ sagte er, „es wäre eine große Gnade, wenn Ihre Durchlauchten, die Prinzessinnen, die Güte haben wollten, die immerhin ganz Unerfahrene in die Pflichten und Beschäftigungen eines Hoffräuleins einzuweihen.“

Frau Gräfin Güzyow, die mit Gatten und Töchtern ebenfalls befohlen war, richtete ihre Lorgnette intensiv auf den jungen Offizier, dann etwas ungeduldig auf die eigenen Töchter.

„Durchlaucht sollten vielleicht lieber eine geschulte Hofdame nehmen“, warf sie ein.

Rina von Rott, die neben Petun am Ende der Tafel saß, mußte sich sehr zusammennehmen, um nicht hell herauszulachen. Tante war mal wieder etwas unvorsichtig, und der Onkel rückte auch schon mit gerunzelten Brauen auf seinem Stuhle hin und her.

Die Fürstinmutter und die Prinzessinnen waren wohl eben etwas erkältet, denn niemand antwortete auf den Vorschlag der Gräfin. Erna und Ella aber saßen wie auf Nadeln, bis die Tafel aufgehoben wurde und sie unter Mutters Flügeln sich verstecken konnten, wie maßgeregnete Küken.

Rina von Rott wußte sich geschickt zu Ernst Fibus durchzuschlängeln.

„Nun, mein Ritter, wie geht's?“ fragte sie leise.

„O danke, und Ihnen?“

Sie lachte. „Haben wir einander nichts Besseres zu sagen?“

„Ich denke wohl. Zunächst einen Gruß von der alten Antje,“ berichtete er, „und ob das gnädige Fräulein sie denn ganz vergessen habe. Und dann, was sagen Sie zu diesem Probeessen? Die Leute scheinen sehen zu wollen, ob wir Osterwitze auch nicht das Messer in den Mund stecken. Aber wissen Sie, Rina, wenn's nach mir ginge —“

Sie unterbrach ihn rasch, denn sie bemerkte, daß Erna Güzyow die Ohren gespitzt hatte.

„Nicht jetzt, nicht hier. Morgen nachmittag bei Antje!“

Er sah sie erstaunt an, aber da war schon der Adjutant und gebot den jüngeren Herren, ihm ins Rauchzimmer zu folgen.

Sehr bald wurden die Gäste von den fürstlichen Damen entlassen.

* * *

Seit dem Silvesterball war es im Oberstenhause zu Meleritz recht still geworden. Der Oberst selber hatte jetzt dienstlich sehr viel Arbeit, die Rekrutenbesichtigung stand vor der Tür, dann die Feier des kaiserlichen Geburtstages, den man in Meleritz immer besonders festlich beging, um von den arg sozialistisch angehauchten Nachbarstädten in alter Loyalität und Königstreue angenehm abzustechen.

Jelka war still geworden, sehr still, denn Herr von Beyssel hatte sich seit jenem Balle ganz von ihr zurückgezogen, und ein anderer Courmacher hatte sich nicht gefunden. Niemand wollte mit Seiner Durchlaucht in Konflikt kommen. Aber so sehr auch Jelka auf ein Lebenszeichen ihres hohen Protektors wartete, er ließ nichts von sich hören.

Wohl war es im Städtchen bekannt geworden, daß der Prinz die alte Burg zu Hohengrat hatte einrichten und bewohnbar machen lassen; aber gesehen hatte ihn noch niemand, seit er droben im Waldgebiete residierte — vielleicht der Wolfsegger Oberförster, aber den sah man jetzt auch nur sehr selten in der Stadt.

Der Oberst erwartete am Geburtstag des Kaisers eigentlich mit aller Bestimmtheit seine Beförderung zum Brigadekommandeur.

Frau von Osterwitz gab, alter Sitte gemäß, an dem hohen Festtage immer den großen Damenkaffee, der streng im Regiment gehalten wurde. Nicht mal die Bürgermeisterin und die Landgerichtspräsidentin erhielten dazu Einladungen. Die einzige Zivildame, die zugezogen wurde, war Frau Landrat von Hellwich.

Gräfin Laporte freute sich auf diesen Kaffee, wie ein Kind auf Weihnachten. Sie hatte früher, als ihr Gatte noch aktiv war, auch in einem ostpreußischen Regiment solche Feste mitgefeiert, war aber doch nie die Gattin eines Kommandeurs gewesen, wie ihre Tochter Manon, und wollte sich jetzt in deren Glanz sonnen.

So kam der große Tag heran.

Schon früh zog die Fahnenkompagnie und die Musik des Regiments zum großen Wecken durch die Straßen von Meleritz.

Auf dem Marktplatz war daran anschließend Konzert vor der Bürgermeisterei, und die liebe Straßenjugend stand und kletterte an den Laternenpfählen in die Höhe, bis Faltenberg, der Gerichtsdiener, mit seinem Bullenbeißer sich zeigte und Miene machte, einen der Bengel beim Kragen zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

— **Eine bittere Pille.** Fräulein A.: „War Herr Braun überrascht, als er hörte, daß ich verlobt wäre?“ Fräulein B.: „Ein bißchen.“ Fräulein A.: „Fragte er nicht, wann es geschehen sei?“ Fräulein B.: „Nein, nicht wann, sondern wie es möglich wäre!“

Norwegen protestiert.

Ein Zensurverbot gegen den Hauptmannschen Atlantis-Film.

Wie man aus Kristiania berichtet, wird die Polizeibehörde der norwegischen Hauptstadt den nach Gerhart Hauptmanns „Atlantis“-Roman von einer dänischen Gesellschaft hergestellten Film zur Aufführung in den Kinotheatern Kristianias nicht zulassen. Die Behörde hat sich in einem Rundschreiben an die Inhaber der einzelnen Theater gewandt, um sie vor dem Erwerb dieses Films zu warnen. Da die Polizei nur eine Nachzensur hat — das will sagen: die öffentliche Première ist auch gleichzeitig Zensurvorstellung —, so kann sie den Erwerb des Films und seine, wenn auch eventuell nur einmalige Aufführung nicht verhindern.

So sehr die norwegische Presse im allgemeinen auch gegen jede Zensur sich ausgesprochen hat, so sehr anerkennt sie und anerkennen alle Menschen von gutem Geschmack und vornehmer Gesinnung den Standpunkt der Behörde. Die Behörde erklärt in ihrem Rundschreiben: „sie halte die Aufführung eines derartigen Films moralisch für unverantwortlich, da man damit noch wohlbekannte tragische Episoden zu einer Art Volksbelustigung benutzt habe. Hier in Norwegen sei wohl niemand, der den Untergang des norwegischen Amerikadampfers „Norge“ oder das „Titanic“-Unglück vergessen habe. In Kristiania leben mehrere Familien, die von der „Titanic“-Katastrophe heimgesucht worden sind und sich darüber empören würden, wenn ein derartiger Film öffentlich vorgezeigt würde, noch dazu ein Film, auf dem, wie die Behörde wüßte, einige Szenen überaus kraß dargestellt seien.“

Daß der „Atlantis“-Film für 250,000 Kronen bereits nach Deutschland verkauft ist (zu seiner Ausbeutung hat sich in Düsseldorf sogar eine besondere G. m. b. H. gebildet) und daß überhaupt der Nobelpreisträger des letzten Jahres, Gerhart Hauptmann, für lumpige 20,000 Kronen sein eigenes Werk verstümmeln ließ, darüber schütteln Menschen von Geschmack in Kristiania den Kopf. Daß aber ein norwegischer Amerika-Dampfer, der seit Jahren den transatlantischen Verkehr zwischen Kristiania-London-New York versieht, die Rolle des im Film untergehenden Schiffes „Roland“ übernommen hat, darüber ist man geradezu empört. Es läßt sich dies verstehen: Ein Volk wie die Norweger, von denen ein übergroßer Prozentsatz als Seeleute und Fischer das Brot hart verdient, im ewigen Kampf mit dem Tode — Hunderte und Aberhunderte fallen dem Meer jährlich zum Opfer —, ein solches Volk wird in seinen heiligsten Gefühlen getroffen, wenn es sein eigenes schicksalschweres gefahrvolles Gewerbe durch billige Filmsensation roh entschleiert sieht.

Interessante neue Kartoffeln.

Eigentlich sind die Erdäpfel, um die es sich hier handelt, uralte Gattungen, die wahrscheinlich zum Studium der fernvergangenen Geschichte der Kartoffel wichtige Beiträge liefern können. Aber die ersten Proben dieser Sorten sind erst kürzlich von einem Sachverständigen unseres Ackerbau-Departements aus der südamerikanischen Republik Peru in das Land gebracht worden.

Es ist weniger ein wissenschaftlicher, als ein praktischer Zweck für die Interessen des allgemeinen Publikums, der zu ihrer versuchsweisen Einbürgerung führt. Denn man glaubt, daß diese Gattungen große Extreme der Hitze und Dürre, wie auch der Kälte, gut aushalten können; und es wird vermutet, daß auch eine, in neuester Zeit in den Ver. Staaten verbreitete Kartoffeln-Krankheit ihnen wenig oder gar nichts anhaben kann. Wie weit diese Erwartungen gerechtfertigt sind, muß natürlich die Erfahrung endgültig zeigen; aber wahrscheinlich sind diese Kartoffeln „wünschenswerte Einwanderer“. Insekten, mit denen sie behaftet waren, wurden sehr sorgfältig getötet.

Manche dieser Gattungen sehen eher wie kleine Bananen, als wie Kartoffeln aus; und sie haben eine ungemein dünne Haut, welche man nicht dem Kochen nicht abschält. Meistens sind die Kartoffeln gelb; aber manche sind lebhaft rot und erinnern eher an Radieschen. Etliche Gattungen sind sehr üppig gelb mit scharlachroten Streifen. Eine Gattung auch sieht genau wie eine Nachahmung einer „Frankfurter Wurst“ aus. Auch ein ungefähres Seitenstück der Süßkartoffel ist darunter.

Man wird diese Gattungen teils rein kultivieren, teils auch Mischsorten mit „eingeborenen“ Kartoffeln unseres Landes herstellen, und man verspricht sich jedenfalls einige gute Erfolge.

— **Leider!** Diener: „Herr Doktor, es war vorhin ein Herr hier, der fragte, ob Sie nicht zu Hause wären, da er Ihnen ein paar Maulschellen geben wolle.“

Kritiker: „Nun, und was haben Sie geantwortet?“

Diener: „Ich hab' gesagt: Ich bedaure unendlich, aber Sie wären leider nicht zu Hause!

Hirngewicht und Intelligenz.

Die Größe des Gehirns wird oft, beim Menschen wie beim Tier, als Maßstab für die Intelligenz betrachtet, doch ist dieser Maßstab nach neueren Arbeiten durchaus unzuverlässig. Eine Fachschrift macht hier interessante Mitteilungen. Danach schwankt bei erwachsenen Tieren das absolute Hirngewicht wie das relative ganz erheblich. So z. B. ist das Verhältnis vom Hirngewicht zum Körpergewicht bei der Taube zwischen den Werten 1 : 116 und 1 : 192 gelegen, bei der Amsel sind die Grenzwerte 1:23 und 1 : 79, beim Meerschweinchen 1 : 37 und 1 : 158. Die Schwankungen erklären sich aus dem Ernährungszustande und den individuellen Verschiedenheiten der Körperanlage. Beim Haushunde sind sie auffallend groß, denn dort finden sich Maße wie 1 : 45 und 1 : 374. Wahrscheinlich findet in diesen Zahlen der Einfluß der Domestizierung seinen Ausdruck. Im allgemeinen ist bei domestizierenden Tieren die Schädelkapazität geringer als bei den wilden Formen. Beim Frettchen beträgt die Schädelkapazität 6 bis 8 Kubikzentimeter, bei der wilden Stammform, dem Iltis, dagegen 8 bis 10,5 Kubikzentimeter. Entsprechende Unterschiede finden sich bei eigentlichen Haustieren und ihren Stammformen. Das Wildschaf hat eine Schädelkapazität zwischen 130 und 170 (immer in Kubikzentimetern ausgedrückt), bei gleich großen Hausschafen finden sich Kapazitäten von 110 bis 138. Bei Wildziegen lautet die entsprechende Zahl 172 bis 200, bei Hausziegen 117 bis 135. Wie Untersuchungen an Katzen zeigen, stellt sich die Abnahme des Hirnvolumens wahrscheinlich in sehr kurzer Zeit heraus: die Hauskatze hat im Durchschnitt um 5 Kubikzentimeter geringere Schädelkapazität als ihre Stammform, und verwilderte Katzen zeigen den Hauskatzen gegenüber wieder eine Zunahme des Hirnvolumens, die nach Klatt vielleicht in der zweiten, vielleicht schon in der ersten Generation stattfindet. Die verschiedenen Einflüsse der Domestikation machen sich beim Schweineschädel besonders auffällig bemerkbar, denn die polnischen und ungarischen Landschweine, die ziemlich ungebunden in den Wäldern umherschweifen, zeigen ein viel höheres Gehirnvolumen (165 bis 180 Kubikzentimeter) als die hochgezüchteten, dauernd im Stall lebenden Zuchtrassen (165 bis 168 Kubikzentimeter). Das Wildschwein hat eine Kapazität von 168 bis 233 Kubikzentimetern. Beim Hunde liegen die Verhältnisse wegen der Verwandtschaft mit Wolf und Schakal verwickelter. Der Hund hat ein kleineres Gehirn als der Wolf, aber ein größeres als der Schakal, wobei natürlich immer gleich große Tiere verglichen worden sind.

Die Anaphylaxie.

Auf dem Internationalen Medizinischen Kongreß in London gaben nicht weniger als drei Referenten, Prof. Besredka vom Pasteurschen Institut in Paris, Prof. Richet, Paris, und Prof. E. Friedberger, Berlin, einen Bericht über den augenblicklichen Stand der Lehre von der Anaphylaxie, jener eigentümlichen Empfindlichkeit des tierischen Organismus gegen Eiweißstoffe, die unmittelbar vom Blute zugeführt werden. Versuche, den giftig wirkenden Bestandteil aus dem Eiweiß zu isolieren oder zu neutralisieren, haben zu keinem Ziel geführt; Prof. Besredka fand indes, daß die Eiweißstoffe für das Tier unschädlich werden, wenn man sie eine Stunde auf 56 Grad Celsius erwärmt. Es zeigte sich weiter, daß die „Serumkrankheit“ von der Nervenreizbarkeit abhängt; setzt man diese bei Tieren durch Alkohol oder Aether herab, so verschwand ihre Empfindlichkeit gegen das artfremde Eiweiß. Wie es scheint, ist es besonders die Einverleibung einer größeren Menge Eiweiß auf einmal, die eine Giftwirkung hervorruft, denn es ist Prof. Besredka gelungen, Tiere dadurch an das Eiweiß zu gewöhnen und bei ihnen eine „Antianaphylaxie“ zu erzeugen, daß er in regelmäßigen Abständen von wenigen Stunden eine immer steigende Dosis desselben einspritzte. Auch vom Magen aus können bei einzelnen Menschen durch den Genuß gewisser Speisen Erscheinungen hervorgerufen werden, die auf Anaphylaxie zurückzuführen sind. Nach Prof. Richet beruht dies darauf, daß mit der Nahrung Stoffe (Antigene) in das Blut gelangen, die unter normalen Verhältnissen durch den Verdauungsprozeß zerlegt werden. Aber dieses Eindringen der Antigene in das Blut genügt allein noch nicht, und es ist wahrscheinlich, daß die Krankheitserscheinungen nur bei den wenigen Menschen eintreten, die nicht wie die übergroße Mehrzahl derselben gegen diese Antigene unempfindlich (immun) sind. Aber nur durch die Anaphylaxie kann der Organismus zu dieser Unempfindlichkeit gelangen, und eine solche wird sich stets dann bemerkbar machen, wenn neue, bisher für die Ernährung nicht verwandte Eiweißstoffe in die Ernährung eingeführt werden.

Ideal für einen kühlen Morgen. Ein fescher Coat, der halb Sweater und halb Coat ist, gemacht aus Angora-Stoff mit wolliger Oberfläche, mit dazu passendem Hut, ist geradezu ideal für ein Schulmädchen an einem kühlen Morgen im Herbste, wenn man ein Kleidungsstück gebraucht, das wärme verleiht, ohne allzu schwer zu sein.

Wie soll man schlafen?

Ueber die Kunst zu schlafen hat ein französischer Arzt, namens Fernand Mazade, eine Broschüre geschrieben. Man schlafe stets allein, führt er unter anderem aus, und lege sich in die Mitte des Bettes, damit jeder Muskel eine Stütze habe. Man ahme nicht die Frauen nach, die, zweifellos aus Koketterie, einen Arm unter den Kopf legen. Diese Situation hebt zwar die Gesichtszüge günstig hervor, zieht aber den Hals zusammen, ermüdet die Muskel des Armes und der Brust und bewirkt, daß man kurz und ruckweise atmet. Die Lage auf dem Rücken ist unbequem und weibisch. Nach manchen Aerzten ist diese Lage fürchterlich, da sie oft Erkrankungen des Rückenmarks zur Folge haben soll. Doch, tröstet uns Doktor Mazade, sind dies Uebertreibungen. Jedenfalls verursacht aber die Rückenlage gelegentlich angstvolles Erwachen, Alpdrücken, Halluzinationen. Die Nachteile des Schlafens auf der linken Seite sind noch größer; man setzt sich dabei Beklemmungen, Atemnöten aus, hält die Verdauung und sogar den Herzschlag auf. Man schlafe auch nicht auf dem Bauch, wie zurzeit des zweiten Kaiserreichs Mode war. Damals bezeichnete man die Lage als „außerordentlich köstlich“. Man meinte, nichts sei besser, als „schweineplatt“ zu schlafen, man bekämpfe damit Herzkrämpfe und asthmatische Anfälle. Doch man war damals im Irrtum; Doktor Mazade weist nach, daß bei der Bauchlage der Rücken sich rundet, der Bauch eingedrückt wird, die Brustmuskeln sich zusammenziehen. Somit findet vor Doktor Mazade als alleinseligmachende Lage beim Schlafen nur auf der rechten Seite Gnade; in dieser Lage soll keine wesentliche Funktion der Organe beeinträchtigt werden.

Ein seltsames Wiedersehen feierten in San Francisco zwei alte Kriegs-Veteranen vor den Toren des Armenhauses, nachdem sie sich seit dem österreichisch-italienischen Kriege, wo sie Schulter an Schulter vor mehr als 50 Jahren gefochten hatten, nicht wieder gesehen haben. Die beiden Veteranen sind J. G. Bauer und Hugo Hubner. Beide haben sich seit der Schlacht von Solferino im Juni 1859, wo die Oesterreicher von den vereinigten Franzosen und Sardiniern eine Niederlage erlitten, nicht wieder gesehen. Jeder glaubte von dem anderen, daß er auf dem Schlachtfelde gefallen sei. Bauer hat während der letzten 25 Jahre in San Francisco gelebt und hat in der ganzen Zeit der Heilsarmee angehört. Während des Brandes im Jahre 1906 hat er sich besonders hilfreich hervorgetan. Von Hubner ist wenig bekannt. Beide Veteranen lehnten es ab, ihre Angelegenheiten vor den anderen zu erörtern.

— **Wörtlich genommen.** „Ich finde, die Stimme des Tenoristen reicht für die Bühne absolut nicht aus.“ — „Er ist ja auch bloß Kammersänger.“

— **Was ist modern und klassisch zugleich?** Wenn bei einer Aufführung der „Räuber“ der mit den Augen rollende Roller mit Rollschuhen die Bühne betritt!

Die heißen Schwefelquellen von Chile.

In der Cordillera, die sich von Mittelamerika aus durch ganz Südamerika zieht, liegt an den Ufern des Lago Llanquihue in Chile der 2015 Meter hohe Vulkan Calbuco. Im Gegensatz zu seinem mit blaugrünen Gletschern bedeckten Nachbarn, dem 2660 Meter hohen Vulkankegel Osorno, ist sein Haupt von einer Anzahl Zacken gekrönt. Im Jahre 1893 fand ein heftiger Ausbruch des Calbuco statt; ihm verdanken die großartigen Schwefelquellen am Südosthange ihr Entstehen.

Die in ihrer Heilkraft bislang noch unausgenutzten mächtigen Quellen entspringen 910 Meter ü. d. Meere. Es sind ihrer acht, die in Zwischenräumen von 5 bis 10 Metern aus dem Gestein kommen und sich zu einem großen Bach, namens Rio Caliente (heißer Fluß) vereinigen. Auffällig ist die Tatsache, daß die einzelnen Quellen verschiedene Temperaturen aufweisen. Die Hauptquelle hat 52 Grad C., die anderen variieren zwischen 30 Grad und 43 Grad C. Daneben entspringt eine weitere kalte Quelle von 10 Grad. Die Breite des Flusses beträgt durchschnittlich 2 bis 3 Meter, die Tiefe 80 Zentimeter bis 1 Meter. Nach 1½ Kilometer Lauf bildet dieser Bach einen Wasserfall von 100 Meter Höhe in senkrechtem Falle bei einer Temperatur von 33 Grad C. Nun ist das Projekt entstanden, diese Quellen im Zusammenhange mit dem Puerto Varas als Sanatorium und Heilquelle auszubauen. Die Länge des Flusses beträgt 7 Kilometer und folgt dem Verlauf des im Jahre 1893 gebildeten Lavastromes. Infolgedessen ergießt er sich in die Fluten des reißenden Gebirgsstromes Petrohue, dem Ausflusse des Lago Todos los Santos oder Esmeralda, der in dem Golf von Reloncavi mündet.

Unter dem neuen Nahrungsmittel- und Droguen-Gesetz wurden in Boston, Mass., ein Groß von Russells Weißen Plätzchen, die von der Russell Medical Co., Providence, R. J., versandt worden waren, konfisziert. Die Beschwerde gegen diese Ware besteht darin, daß sie auf der Etiquette als ein unschädliches und wirkungsvolles Heilmittel für zahnende Kinder bezeichnet ist, während sie in der Tat Quantitäten von Codein und Alkohol enthält. Vorschriftsmäßig hätte auf der Etiquette angegeben sein müssen, daß die Plätzchen Alkohol und Codein, ein Surrogat von Opium, enthalten.

Im Town Beloit, Wis., fand dieser Tage eine bemerkenswerte Reunion statt. Neunzig Nachkommen von Pattoon und Polly Atwood, einem der ersten Ansiedlerpaare vom Winnebago County des Nachbarstaates Illinois, hielten im Heim von Frau Myrtle Eldredge McCrea ihren alljährlichen Familientag ab. Von den zehn noch am Leben sich befindenden Kindern des alten Pionierpaares wohnten sieben der Reunion bei. Es befanden sich darunter das älteste und das jüngste Kind. Ersteres war Henry Atwood aus Zion City, Ill., und letzteres Philip Atwood aus Rockford. Sie stehen im Alter von 85 bezw. 65 Jahren.